

AUSSTELLUNG

Jenseits von Gefahrenabwehr | Die Frankfurter Bauaufsicht zeigt Arbeitsproben

Enrico Santifaller

So irisierend die Bankentürme, so schillernd die Mythen über das Baugeschehen in Frankfurt am Main. Dass sich etwa nach dem Beschluss zur Altstadt-Rekonstruktion das Verhältnis der Frankfurter zur Baugeschichte ihrer Stadt grundlegend geändert hätte, wie Hans Kollhoff es ihnen jüngst in einem FAZ-Artikel attestierte (Bauwelt 21.11), ist schlichtweg falsch. Wo die Gelegenheit zur größtmöglichen Grundstücksausnutzung winkt, wird ohne viel Federlesens und Skrupel zerstört: Derzeit ist eines der besten 50er-Jahre-Ensembles der Stadt rund um den Eschenheimer Turm von Abriss bedroht. Auch dass in der Stadt nur Neues gebaut wird, wird gerne behauptet – und noch viel lieber geglaubt. Doch die Zahlen sprechen eine andere Sprache: Mehr als drei Viertel der gewerblichen Immobilienkredite werden derzeit in und um Frankfurt in Umbauten und Revitalisierungen gesteckt. Und selbst dass in der Bankenmetropole vor allem Büros entstehen, stimmt nicht. Nur rund zehn Prozent ihres Umsatzes macht die Frankfurter Bauaufsicht mit Bürobauten. Das Doppelte dagegen mit Wohnungsbauten.

Büros zu Wohnungen

Wie man mit den insgesamt eher beschränkten Mitteln einer Bauaufsicht Einfluss auf die Qualität des Wohnungsbaus nehmen kann, zeigt jetzt eine Ausstellung im Foyer des neuen Technischen Rathauses. Treffend „Mit Augenmaß“ betitelt, präsentiert die Schau nicht die Arbeitsweise der Behörde, die von ihrem Leiter Michael Kummer mit „Kommunikation“ und „Beratung aus einer Hand“ umschrieben wird, sondern die Ergebnisse: von der energetischen Sanierung eines Wohnhauses, die die zwischenzeitlich verlorene Gründerzeit-Fassade wiederherstellt (Karl Dudler, Frankfurt), über einen fröhlich-frechen „Familienturm“ im sonst gesichtslosen Neubaugebiet (BB 22, Frankfurt) bis zum Geschosswohnungsbau, bei dem die Bauaufsicht den Investor auf das Grund-



1



2

stück inklusive der Altlasten und der Grundstücksauslastung aufmerksam machte. Man findet in der Schau zwar „Leuchtturm“-Gebäude etwa von Stefan Forster oder Meixner Schlüter Wendt (von Letzteren stammt auch die Ausstellungsarchitektur), das Hauptaugenmerk liegt aber auf der Alltagsarchitektur, auf den vielen eher unauffälligen An-, Um- und Ergänzungsbauten, deren Qualität sich oft erst auf den zweiten oder gar dritten Blick offenbart.

Die Ausstellung reflektiert damit den Umstand, dass nur ein kleiner Teil der in Frankfurt jährlich etwa 2700 neuen Wohnungen in Stadtentwicklungsgebieten entstehen, die besondere Aufmerksamkeit von Politik und Öffentlichkeit genießen, die überwiegende Mehrzahl dagegen im Bestand. Wobei das Amt sich seit einigen Jahren besonders bei der Konversion von Büro- und Gewerbe- in Wohnraum engagiert. Anfangs eher mit Misstrauen und mitunter mit Spott begleitet, derzeit von Gerichtsurteilen behindert, hat dieses Bemühen einigen Erfolg gezeitigt: Solcherlei Konversion machte im Jahr 2010 immerhin ein Viertel der gesamten Wohnungsproduktion in Frankfurt aus. Die Beispiele erfolgreicher Umwidmungen, die manchmal auch nur Re-Konversionen von Wohnhäusern sind, die zwischenzeitlich etwa als Bürogebäude (Peter Bastian, Münster) oder als Klinikdienten (Bettina Berresheim, Frankfurt), belegen das glückliche, leider viel zu seltene Zusammenspiel von Bauherr, Architekt und Genehmigungsbehörde.

Steuerungsinstrument: Erwähnung bei Goethe

Interessant dabei ist, dass der historische Blick der Frankfurter Bauaufsicht weiter geht als der einiger Meinungsführer, welche die bestimmenden Bautraditionen der Stadt auf Klassizismus und Gründerzeit verengen. So werden Gebäude, die feinfühlig auf den Siedlungsbau der 20er und 50er Jahre reagieren, ebenso von Amts wegen gefördert wie Typologien, die sich sensibel in alte Dorf- oder Arbeitervorort-Struk-

turen einfügen. Gleichfalls interessant ist, dass die Ermessensspielräume der Gesetze und Verordnungen dazu genutzt werden, verlorene Stadträume zurückzuerobern. Ob ein Bauherr vom Stellplatznachweis befreit wird, um einen alten Dorfplatz wiederzugewinnen, ob der Investor in gehobener Wohnlage verpflichtet wird, die Pflege eines schon bei Goethe erwähnten Parks langfristig zu finanzieren, ob sowohl Bauherr als auch Handelskonzern dazu überredet werden konnte, das Erdgeschoss einem Supermarkt zur Verfügung zu stellen – es sind die kleinen, unscheinbaren Stellschrauben, die, richtig gesetzt, die Stadt als Lebensraum reannektieren.

An wie vielen Stellen fast gleichzeitig die Arbeit der Behörde gefragt ist, zeigt ein Modell der Hansaallee, die sich nach dem Ende militärischer Nutzungen seit 1990 ohne Masterplan enorm entwickelt hat. Ob Seniorenresidenz oder Studentenwohnheim, ob geförderter Wohnungsbau oder Infrastrukturbau, zu sehen ist ein Konglomerat verschiedener, von den Akteuren meist unabgesprochener Maßnahmen, bei denen die Behörde zumindest die Richtung vor-

1 „Wohnen im Park“ am Mühlberg in Sachsenhausen, Stefan Forster, 2008.

2 Rekonversion eines zwischenzeitlich als Klinik genutzten Wohnhauses, Bettina Berresheim, 2009

3 Wohnhaus im Westend, Meixner Schlüter Wendt (Bauwelt 4.11)

Fotos: Jean-Luc Valentini; Walter Vorjohann; Christoph Kraneburg



3

gibt. Dass hierbei nicht alles höchsten Güteklassen entspricht, liegt nicht in erster Linie am Amt, das sich eher der Hebung des Durchschnitts verschrieben hat, grundlegende Qualitätsmaßstäbe formuliert und im Zweifel Investitionswillige mit talentierten und erfahrenen Architekten zusammenbringt. Dass man der Frankfurter Bauverwaltung insgesamt eine ambitioniertere Begleitung seitens Politik, veröffentlichter Meinung und Immobilienfinanzierung wünschen muss, darf, so präsentabel die Ergebnisse ihrer Arbeit auch sind, nicht verschwiegen werden.

Mit Augenmaß – viele Häuser bilden eine Stadt | Atrium des Planungsdezernats, Kurt-Schumacher-Straße 10, 60311 Frankfurt am Main | bis 30. Juni, Mo–Fr 8.30–18 Uhr

KONFERENZ

Mit Social Media gegen den Dominator | Blogging the City in Berlin

Ein junger Mann steht auf: „Mein Name ist Luka Bakradze, ich komme aus Georgien. Und ich bin aus Facebook ausgetreten“. Wir befinden uns nicht auf einem Treffen der Anonymen Facebookverweigerer, sondern auf der Konferenz „Blogging the City“. Die Betreiber der Blogs urbanophil und architekturvideo haben die Tagung in den Uferhallen Berlin organisiert – und so bereits mit der Veranstaltung selbst die These, der „face2face“-Kontakt habe in Zeiten von Social Media ausgedient, eindrucksvoll widerlegt.

Mit ihrer offensichtlichen Begeisterung stehen die jungen Freizeit-Blogger von urbanophil, stadtstadt, architekturvideo und urbanshit gleich zu Anfang allen später Vortragenden die Show und erweisen sich als die eigentlichen Profis der „Blogosphäre“. Die Beiträge aus der professionellen Ecke der Zeitschriften, Architektur- und PR-Büros wirken dagegen eher wie bemühte Versuche, von dieser Leidenschaft zu profitieren. Etwa das Statement eines Medienschaffenden, der den Blog einer Architekturzeitschrift betreut: Der Blog habe zwar fast keine Leser, werde aus schierer Begeisterung an der Sache aber weitergeführt, „auch im Urlaub und in der Freizeit“. Ganz nebenbei wirft er damit die Frage auf, was eigentlich das Wort „Freizeit“ bedeutet, wenn ein bloggrender Redakteur sie nutzt, um für seinen regulären Arbeitgeber Inhalte zu produzieren und zu veröffentlichen – also genau für das, wofür er in seiner „Arbeitszeit“ von demselben bezahlt wird.

Am Nachmittag verlässt die Konferenz das titelgebende Thema und widmet sich dem Feld des Geoweb, des Mobile Computing und der Emotionalen Kartierungen (mehr hierzu in vierzehn Tagen in der Stadtbauwelt „Die virtuelle Stadt“) sowie dem Nutzen der neuen technischen Möglichkeiten für Partizipation. Dabei können viele Teilnehmer die von Bernd Streich von der TU Kaiserslautern geäußerte Hoffnung, die digitale Partizipation bedeute das „Ende des Dominators“ in der Stadtplanung, nicht durch Erfahrungen stützen. Denn, wie Frank Eckardt von der Bauhaus-Universität Weimar anmerkt: Man partizipiere nur, wenn man auch eine Chance habe, wirklich Einfluss zu nehmen, und – neue Medien hin oder her – oft sei das Gegenteil der Fall.

Nach einem Tag des Offline-Redens über Online wird auch den Freunden der guten alten Print-Medien wieder warm ums Herz, als Blogger Rudolf Klöckner bei der abschließenden Diskussion zwar die „Diskriminierung“ der Online-Medien beklagt, aber auf die Frage, warum er denn dann ein Print-Magazin herausgibt (spacemag), davon schwärmt, wie es sich anfühlt, etwas real in der Hand zu halten. Erfreuliches Fazit von acht Stunden Blogging the City: Weder Print noch das „echte Leben“ sind tot. Und die Begeisterung für eine ernsthafte Beschäftigung mit Fragen der Stadtentwicklung unter den jungen „digital immigrants“ ist enorm. BS

AUSSTELLUNG

Berlin unterm Notdach | Fotos von Fritz Eschen bei C/O Berlin

„DAZU brauchte Hitler 12 Jahre Zeit“, hat jemand mit weißer Farbe auf die Fassadenreste eines zerstörten Wohnhauses gepinselt. Das Foto mit der unmissverständlichen Botschaft ist eine von 120 Schwarz-Weiß-Aufnahmen des Berliner Fotografen Fritz Eschen (1900–1964) aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, die C/O Berlin zu der beeindruckenden Ausstellung „Berlin unterm Notdach“ zusammengestellt hat.

Seit 1929 arbeitet der fotografische Autodidakt Fritz Eschen erfolgreich als freier Bildjournalist. 1933 wird er, aus einer jüdischen Familie stammend, aus dem Reichsverband der Deutschen Presse ausgeschlossen, was einem Berufsverbot gleichkommt. Vor der Deportation bewahrt ihn die „privilegierte Mischehe“ mit einer „Arierin“. Nach Jahren der Zwangsarbeit in Berlin stürzt er sich unmittelbar nach Kriegsende wieder in die Arbeit. Unpathetisch dokumentiert er die Trümmer-Stadtlandschaft, den Alltag der Menschen, ihren Überlebenswillen.

Eschens Blicke auf Berlin zur „Stunde Null“ sind zeitgeschichtliche Dokumente, so unspektakulär manche der Fotos bei flüchtigem Hinsehen auch sind. Im abgeholzten Tiergarten werden Kartoffeln angepflanzt. Kinder erobern sich die Ruinen als Abenteuerspielplatz. Eine Frau ist erfolgreich einkaufen gewesen, in ihrem Einkaufsnetz liegt eine Handvoll



Holzscheite. Die Wechsellstuben zur Währungsreform 1948 werfen Schatten auf die Teilung Deutschlands voraus. Eine riesengroße Werbetafel für „Die besten Jahre unseres Lebens“ verdeckt die Schäden an der Fassade der Varieté-Bühne „Scala“. Der Film von Regisseur William Wyler aus dem Jahr 1946 über eine Gruppe von Kriegsveteranen und ihre Suche nach einem neuen Platz in Familie und Gesellschaft porträtiert das Lebensgefühl der Menschen nach 1945. Die, trotz aller Rückschläge, optimistische Aufbruchstimmung des Hollywood-Streifens findet sich auch in vielen von Eschens Aufnahmen.

C/O Berlin hat für die Ausstellung eine multimediale iPhone-App entwickeln lassen, mit der aktuelle Fotos von den Orten, die Eschen fotografiert hat, und zusätzliche Texte abgerufen werden können. Eschens Aufnahmen kommen aber durchaus ohne solche Extras aus; das Hin-und-Her-Scrollen zwischen den Digitalbildchen lenkt nur von den großartigen Originalen ab. Tanja Scheffler

Fritz Eschen. Berlin unterm Notdach. Fotografien 1945 bis 1955 | C/O Berlin, Oranienburger Str. 35/36, 10117 Berlin | www.co-berlin.info | bis 26. Juni | Der Katalog (Lehmstadt Verlag) kostet 24,90 Euro. Die App kostet 3,99 Euro.

Fritz Eschen, Paar auf dem Fahrrad, Kaiserallee (heute Bundesallee), Sommer 1945. Eschen wohnte gleich um die Ecke, am Kaiserplatz. © Deutsche Fotothek